

# Nachlese aus dem Steinkratten

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **27 (1943)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419895>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von den 256 Zuschriften sprechen sich nur 38 dafür aus, daß die Mundart Kirchensprache werden und in allen Gottesdiensten zur Anwendung kommen solle, während die erdrückende Mehrzahl — 206 Stimmen — sich teils leidenschaftlich dagegen erheben, zum mindesten die eigentlichen Predigtgottesdienste unter keinen Umständen anders als in der bisher üblichen Schriftsprache wünschen. Einige Votanten äußern sich dahin, man könnte es wagen und sollte es versuchen, wenn der Pfarrer einen reinen Dialekt spreche und die Gemeinde sprachlich einheitlich sei, also in einer geschlossenen kleineren Landgemeinde; es wird auch etwa empfohlen, man möchte die Frage weiter studieren oder dann und wann, ein- oder zweimal monatlich einen Versuch machen, oder auch das Wann und Wie dem einzelnen Pfarrer oder dem Kirchenrat überlassen. 74 Stimmen setzten sich dafür ein, daß man in Bibelfunden, Ausspracheabenden, freien kirchlich-geselligen Zusammenkünften, in Feld- und Jugendgottesdiensten Mundart spreche — doch immerhin nur da, wo Gewähr geboten sei, daß sich unter den Zuhörern keine Fremdsprachigen befinden, die den Dialekt nicht verstehen. Eine Stimme ist ganz vereinzelt, die kategorisch erklärt, in diesem Falle hätten diese Anderssprachigen eben die Pflicht, unsere Schweizer Mundarten zu lernen!

15 Einsender wünschen die Mundart auch für das Gebet, 10 für Eingangswort, Text und Segen, während 14 dafür stimmen, diese Teile des Gottesdienstes seien der Sprachform der Predigt anzugleichen.

Seine eigene Ansicht, die mit der der überwältigenden Mehrheit der Antwortenden übereinstimmt, begründet Herr Pfarrer Zimmermann so: Die deutschschweizerischen Kirchen haben diejenige Sprachform zu wählen, die der Verkündigung am besten dient; denn die Sprache sei für die Verkündigung da und nicht die Verkündigung für die Sprache. Da es aber keine einheitliche deutschschweizerische Mundart gebe, würde die Freizügigkeit der Pfarrer und Kirchenbesucher aufgehoben. Ein Basler Pfarrer müßte ja im Bernbiet entweder baseldeutsch predigen, womit seinen Hörern nicht gedient wäre, oder „umlernen“, wobei wahrscheinlich ein „gesprenkeltes“ Schweizerdeutsch zustande käme, mit dem gar niemand gedient wäre, auch anderssprachigen Eidgenossen, Auslandsschweizern und Ausländern nicht; das Evangelium sei aber kein nationalsprachliches und kein nationalpolitisches Anliegen, sondern ein weltweites. Auch verbinde die Schriftsprache die zahlenmäßig verschwindend kleine christliche Herde der Schweiz mit der ganzen großen deutschsprechenden und deutschlesenden Christenheit der Welt. „Aus diesen Gründen ist unsern Kirchen dringend zu raten, sie möchten für die eigentlichen Predigtgottesdienste das Schriftdeutsche beibehalten und darauf dringen, daß die Pfarrer ein möglichst reines, lebendiges Schriftdeutsch sprechen.“

Für Bibelfunden, gottesdienstliche Feiern in kleinerem, geschlossenem Kreis, Feld- und Jugendgottesdienste und Ausspracheabende empfiehlt Herr Pfarrer Zimmermann die Mundart; denn es könne keine Rede davon sein, daß sie nicht ebenso sonntäglich wirken könnte wie die Schriftsprache. Ob denn ein Vater von der Mundart zum Hochdeutschen übergehe, wenn er seinen Kindern eine schwerwiegende Eröffnung über Leben und Sterben zu machen habe? — Auch wir haben der Verwendung der Mundart für gewisse besondere Gottesdienste zugestimmt unter der Bedingung, daß der Redner wirklich echte Mundart spreche und nicht nur hochdeutsch

scheint uns der Berichterstatter die Bedeutung der politischen Beweggründe doch zu unterschätzen; aber auch diese sind schon lange vor 1939 und 1933 ausgesprochen worden. Schon Bundesrat Welti († 1899) hat ausgesprochen: „Unsere nationale Eigenart steht und fällt mit unserer Mundart“, und einer der ältesten und verdienstvollsten Sprachgelehrten der Schweiz, Sost Winteler, hat 1895 geschrieben: „Welchen Sinn hätte unsere Selbständigkeit ohne Eigenart? Unsere Mundart nun ist die Hüterin unserer Eigenart.“ Wenn diese Gedanken auch unrichtig sind, — denn zu unserer Eigenart zählen wir doch auch Demokratie und Föderalismus! — so wirken sie heute, da wir uns der Unterschiede, die uns im staatlichen Denken von unsern Sprachgenossen im Reiche trennen, mehr als je; darum hat sie auch Prof. Dieth im Mai letzten Jahres in einem Vortrag vor der Arbeitsgemeinschaft „Pro Helvetia“ wiederholt. Hinter der heutigen Mundartbegeisterung steckt viel eheliche Vaterlandsliebe, daneben freilich auch viel oberflächliche Modetorheit.

gedachte Worte ins Schweizerdeutsche überseze, eine Bedingung, die nur wenige Redner erfüllen könnten. Wir sind da eben etwas zurückhaltender und müssen fragen: Wird der Vater, der seinen Kindern eine so schwerwiegende Eröffnung zu machen hat, dazu erst sein Sonntagskleid anziehen, wie es der Herr Pfarrer doch gewiß von allen, die sich eins leisten können, vor dem Kirchgang erwartet und wie er es selber macht? Mit andern Worten: es ist ein wesentlicher Unterschied zwischen einem Gespräch und einer Ansprache, d. h. zwischen persönlichem und öffentlichem Verkehr. Im Familien- und Freundeskreis, in Läden, Werkstatt und Fabrik, auf Weg und Steg ist die Mundart am Platz; wenn man aber die aufmerksame Stille einer größern, nicht persönlich vertrauten Zuhörerschaft in Anspruch nimmt, wenn schon der Raum, die ganze Veranstaltung, die musikalische Einrahmung, die Kleidung der Teilnehmer eine besondere Stimmung erwecken und erwecken sollen, dann ist auch eine sonntägliche Sprache, die Schriftsprache, an ihrem Ort. Gewiß wäre der Mundart an sich auch die Kraft zuzutrauen, daß sie die Herzen bezwingen könnte; Zwingli mußte und konnte es auch. Aber Zwingli kannte noch keine Schriftsprache; er war im Deutschen noch einsprachig; denn die Form von Luthers Schriften war noch nicht deutsche Gemeinsprache geworden und konnte sich noch nicht in seine Mundart mischen; den heutigen Predigern aber haben die Bibelübersetzung des 16., die Kirchenlieder des 17. und das ganze gewaltige Schrifttum des 18., 19. und 20. Jahrhunderts, Staat und Kirche, Wissenschaft, Schule und Presse bis zum letzten Firmenschild diese Sprachform als eine für allen öffentlichen Gebrauch bestimmte nahegebracht, und dieser Tatsache können sie sich nicht entziehen; in ihr haben sie ihre gesamte Berufsbildung erhalten und erneuern sie täglich ihr geistiges Leben. Es ist darum für sie schwerer, als es für Zwingli war, eine gute Predigt in gutem Schweizerdeutsch zu halten; es verlangt Verzicht auf ein längst bewährtes Mittel, sonntägliche Stimmung, das Gefühl der Erhabenheit über den Alltag zu erwecken und dabei doch verständlich zu bleiben. Ob ein Pfarrer das könne oder nicht, hängt weniger von seinem guten Willen und der Kraft seiner Überzeugung ab als von seiner sprachlichen Begabung, und die hat wieder mit Religion und Vaterland nichts zu tun. Wenn es einer wirklich kann, dann gut, aber es können es nicht alle, die sich's zutrauen.

Es ist eines Pfarrers gutes Recht, die Frage „Mundart in der Kirche?“ von der geistlichen Seite zu betrachten. Wem vor allem die allgemein geistige Bildung des Volkes am Herzen liegt, der müßte im allgemeinen Übergang zur mundartlichen Kirchensprache einen Rückgang in der sprachlichen Volksbildung bedauern; denn wenn man nicht einmal mehr in der Kirche hochdeutsch sprechen hörte, wenn diese Sprachform nur noch Lesesprache würde (und man pflegt ja leise zu lesen, nur mit den Augen), würde ein großer Teil unseres Volkes den Anschluß an eine Weltsprache verlieren, von der Herr Pfarrer Zimmermann selber sagt, daß sie der Mundart „an Knappheit, Straffung und Wucht des Ausdrucks wie an Reichtum der Wendungen tatsächlich bedeutend überlegen ist“. Wir danken ihm für dieses tapfere Wort und für die ganze Veranstaltung der Rundfrage, deren Ergebnis uns durchaus befriedigt hat.

## Nachlese aus dem Steinkratten

Ein Modewort scheint „Nachwuchs“ werden zu wollen. Es stammt aus dem Ackerbau und bezeichnet z. B. den zweiten und dritten Schnitt Klee, also einen Sammelbegriff.



Im übertragenen Sinn gibt das ein schönes Bild für ein heranwachsendes Geschlecht, solange es nicht mißbraucht und nicht auf Einzelwesen angewendet wird. Aber man spricht nicht mehr von einem jungen Leichtathleten, sondern von einem „Nachwuchsleichtathleten“, einer „Nachwuchsfängerin“, einem „Nachwuchsboxer“ oder „-jodler“. Im Bericht über ein Turnfest war schon zu lesen: „Viele der vorgerückteren Nachwuchsturner legten im Sägemehl ein erfreuliches Draufgängertum an den Tag.“ Wenn der Verfasser dieses Satzes zu den Nachwuchsschriftstellern gehört, können wir uns auf ein schönes Draufgängertum gefaßt machen, aber er würde es auch besser im Sägemehl betätigen.

Da erklärt ein im gegenwärtigen Kriege besonders wichtiger Staatsmann, seine Partei werde kämpfen „bis zum bitteren Ende“ — eine Formel, die man in den letzten Jahren hie und da gehört hat. Aber warum denn kämpfen, wenn man annimmt, das Ende werde bitter? Gemeint ist natürlich: bitter für den Feind, aber das muß man sagen; der Sprecher selbst hofft doch auf ein süßes Ende.

Ein höfliches Wort ist immer noch „bekanntlich“. Von Richard Wagners „Parzifal“ lesen wir: „Bekanntlich ist ihm ein anderer Plan, ‚Die Sieger‘, vorausgegangen.“ Der Leser, dem diese welterschütternde Tatsache nicht bekannt war, fühlt sich doch geschmeichelt, daß man ihm diese Kenntnis zutraut, und seine Hochachtung vor dem Verfasser steigt nicht bloß wegen dieser Höflichkeit, sondern auch wegen seines Wissens, weil ihm solche Wissenschaft offenbar selbstverständlich ist, und so ist beiden gedient.

Unter den vielen neuen Wörtern, die uns die letzten Jahre gebracht haben, ist wohl eine der kühnsten Bildungen der „Kaninchenbelehrungskurs“. Hoffentlich erwiesen sich die Tierchen belehrbar. Gemeint war offenbar „Kurs für Kaninchenhaltung“ oder so was; Kurse dienen ja meistens der Belehrung. Die Beziehungen zwischen den Teilen eines zusammengesetzten Wortes können ja sehr verschieden sein, und ein Wort wie „Bernhardinerverein“ für einen Verein von Bernhardinerzüchtern kann man ja mit einigem gutem Willen noch gelten lassen; es bezeichnet eben nicht einen Verein von Bernhardinern, sondern für Bernhardiner, wie ein Gesangsverein ein Verein für Gesang ist. Aber „Kaninchenbelehrungskurs“? Nein, das ist zu kühn. Warum nicht „Kaninchenzüchterkurs“? Ein „Sprachbelehrungskurs“ wäre in diesem Fall nicht überflüssig.

Was sprachlich alles möglich ist, sehen wir aus einer Mitteilung des Eidg. Kriegsernährungsamtes. Die Zuteilung der Milch wird abgestuft je nach Alter und Beruf; da unterscheidet man Kinder und Jugendliche, Schwer- und Schwerstarbeiter und sogar „Gifstarbeiter“ — eine überraschende Wortschöpfung, aber nach dem Muster von „Holz-“ oder „Metallarbeiter“ richtig gebildet (die Leute haben mit Gift zu tun wie andere mit Holz oder Metall) und sachlich offenbar berechtigt, leider sogar notwendig.

Eine ganz überflüssige Neuerung, die bei uns erst vereinzelt auftritt, vor der aber Karl Schneider in seinem Sprachführer „Was ist gutes Deutsch?“ schon 1931 (vielleicht schon in der 1. Auflage) eine Warnung für nötig hielt, ist die Wendung „im nachhinein“. Wir kennen alle das Gegenstück „zum vornherein“, z. B. in dem Satz: „Das ist zum vornherein verdächtig,“ bei dem wir uns aber kaum etwas vorstellen können unter dem „vornherein, zu dem“ etwas verdächtig sein soll. Man kann sich etwas denken bei dem Ausdruck „von vornherein“, wenn man die verdächtige Sache als Haus oder Garten auffaßt, zu dem man von vorn oder von hinten hereinkommen kann. Trägt eine Behauptung das Siegel der Unwahrheit schon „an der Stirn“, so ist sie also schon „von vornherein“ als unwahr

zu erkennen. Diese Vorstellung hat sich aber schon längst verflüchtigt; darum konnten daneben die Ausdrücke „im vornherein“ und (schweizerisch) „zum vornherein“ entstehen. Schneider warnt sogar schon vor „im vornhinein“, das zwar auch Juden nicht kennt, dem nun aber offenbar in der Wendung „im nachhinein“ ein Zwillingbruder geboren worden ist; er verspricht aber kein nützliches Glied der Gesellschaft zu werden. — Ältere Altphilologen sagen für das eine etwa noch „a priori“ und für das andere (seltener) „a posteriori“, Ausdrücke, die früher häufiger zu hören und zu lesen waren — schade?

## Briefkasten

P. S. B., L. „Des Mythen“ oder „des Mythens“? „Des heutigen Deutschland“ oder „des heutigen Deutschlands“? — Über den Wesfall der Eigennamen herrscht in der Tat viel Unsicherheit. Wer aber ein sicheres Sprachgefühl hat, wird bei männlichen und sächlichen Namen den Wesfall unentwegt — es verlangt freilich manchmal etwas Mut — mit -s bilden, handle es sich um Berg- und Fluß- oder um Länder- und Städtenamen. Aber gerade die Herren Gelehrten von der Erdkunde unterlassen das häufig, manchmal vielleicht aus Stolz in dem Gefühl: diese Namen gehören in unser Fach, und da soll uns kein (anderer!) Schulmeister vorschreiben, daß wir sie zu behandeln hätten ganz wie gewöhnliche Hauptwörter, mit denen gewöhnliche Leute auch zu tun haben. Sogar ein Strom, dessen Deutsches schon viel besungen worden ist, muß es sich auch in Deutschland manchmal gefallen lassen, daß man vom „Laufe des Rhein“ spricht. Unenträglich wirkt die Weglassung des -s besonders bei Namen, die mit den deutschen Gattungsnamen Berg, Horn oder Wald zusammengesetzt sind: des Schauenberg, des Rothorn, des Schwarzwald. Etwas erträglicher ist sie bei seltenen Namen aus fremden Ländern oder auch aus dem eigenen Lande, wenn der Name uns unverträglich ist: des Mythens, des Rigi, aber gerade weil das unsere Berge sind, sollten wir sie auch nach den Gesetzen unserer Sprache behandeln, also sagen: des Mythens, des Rigis, des Suras. Aber wir wollen auch sagen: des Nils, des Kongos, des Besuus, des Himalayas; denn diese Namen gehören doch zu unserm immer gegenwärtigen Vorstellungsbild, was beim Goajocoalco und beim Itzaccihuatl ja weniger der Fall ist. Grammatisch kann man die Weglassung der Wesfallendung einigermassen rechtfertigen damit, daß man dem -s nicht ansehe, ob es zum Namen gehöre oder nur Endung sei. Wenn von der „Höhe des Altels“ oder der „Länge des Ganges“ die Rede sei, könnte der Uneingeweihte ja glauben, der Berg heiße Altel und der Fluß Gange; aber mit solchen Spitzfindigkeiten und Haarpaltereien kann man doch das gesunde Sprachgefühl nicht umbringen, und das verlangt auch bei einigermassen bekannten Namen von Bergen und Flüssen im Wesfall das -s, also: des Mythens. Die Namen von Orten und Ländern haben gewöhnlich gar kein Geschlechtswort (Artikel) bei sich und müssen schon darum richtig behandelt, d. h. mit -s versehen werden: Die Nacht Roms, Rußlands Schneefelder, Zürichs Lage oder die Lage Zürichs. Wenn sie aber eine Beifügung mit sich führen (das alte Rom, das mittelalterliche Zürich), dann müssen sie auch das Geschlechtswort annehmen, und dann ist der Wesfall schon aus diesen beiden Zugaben zu erkennen, das -s beim Namen also zum Verständnis nicht mehr unbedingt nötig; darum kann man auch etwa lesen: der Glanz des kaiserlichen Rom, das Schicksal des heutigen Frankreich, die Tore des mittelalterlichen Zürich. Aber Wesfall ist Wesfall, und es ist nicht einzusehen, weshalb man die Namen mit Zuschreibung anders behandeln dürfen sollte als mit der richtigen Endung. Also: der Untergang des kaiserlichen Deutschlands. Es ist mit den Ländernamen auf -land oder -reich ähnlich wie mit den Namen auf -berg, -horn oder -wald; weil wir das Grundwort auch als selbständigen Gattungsnamen kennen, verlangt das Sprachgewissen (von dem, der eins hat!) in diesen Fällen das -s, und ein Ausdruck wie „die Lage des heutigen Frankreich“ oder „die Politik des nationalsozialistischen Deutschland“ klingt einfach falsch. Bei fremden Namen („die Grenzen des nördlichen Böhmen“, „die Bestrebungen des heutigen Ungarn“) stört der Wegfall des -s weniger, aber er stört auch. Also: des heutigen Deutschlands.

„Unfere“ oder „unfre“? Sie empfehlen für die Schweiz die vollständige Form „unfere“; sie liegt uns von der Mundart her („üseri Berg“) in der Tat näher als die verkürzte. Gewiß übertreibt Wustmann in seinen „Sprachdummheiten“ wieder einmal, wenn er behauptet, die Eigenschafts- und fürwörtlichen Formen, in denen zwei Silben mit kurzem e zusammenkommen, seien „unenträglich“. Juden sagt nur, das eine -e könne (nicht: müsse) ausfallen. Gewiß würden auch wir nicht sagen: eine dunkle Nacht, eine edele Frau, aber warum nicht: eine wackere Frau, die lautere Wahrheit, eine andere Sache, unfere Berge? Etwas „schneidiger“ klingt ja „unfre“, aber ruhiger, gemüthlicher wirkt